

MICKEY UND ARLO

Zwei Schwestern. Sieben
Therapiestunden. Ein Problem.



ROMAN

MORGAN DICK

hanserblau

Leseprobe

Das Buch

Als die 33-jährige Mickey die Nachricht vom Tod ihres Vaters erhält, ist sie nicht sonderlich getroffen. Sie ist ohne ihn aufgewachsen, zeit ihres Lebens ist er ein Fremder geblieben. Umso überraschender, dass er ihr ein Vermögen hinterlassen hat. Der kuriose Haken dabei: Mickey muss sieben Therapiesitzungen absolvieren, bevor das Erbe freigegeben wird. Und so schlägt sie bei der Therapeutin Arlo auf, nicht ahnend, dass sie ihrer eigenen Halbschwester gegenüber sitzt. Auch Arlo weiß nicht, wer sich hinter der neuen Patientin verbirgt, und schon bald befinden sich die beiden auf einem Kollisionskurs, der sie entweder zerstören oder retten wird.

Die Autorin

Morgan Dick, Jahrgang 1993, stammt aus Calgary, Kanada. Sie hat bereits zahlreiche Kurzgeschichten in renommierten Literaturzeitschriften veröffentlicht. Mickey und Arlo ist ihr Romandebüt.

Morgan Dick. *Mickey und Arlo*

Aus dem Englischen von Wibke Kuhn. 416 Seiten. Gebunden.

Auch als E-Book. Erscheint am 18. Februar 2025

hanser-literaturverlage.de

Umschlag: FAVORITBUERO, München
nach einem Entwurf von Charlotte Daniels, PRH UK
Motiv: © Ulas & Merve/Stocksy

hanserblau

1

MICKEY

Erst durch die Traueranzeige erfuhr Mickey vom Tod ihres Vaters. Sie war nicht unter den Hinterbliebenen aufgeführt, was sie wenig überraschte. Es kränkte sie nicht einmal. Völlig ungerührt klatschte sie die Zeitung auf den Schreibtisch, schob sie beiseite und beschloss, nie wieder daran zu denken.

Sie drehte sich auf ihrem Stuhl herum, um das letzte Kind ihrer Vorschulklasse besser sehen zu können. »Das ist ja ein cooles Flugzeug.«

Ian blickte nicht auf. »Das ist ein Star Fighter.«

»Oh. Entschuldige.«

In der Dreiviertelstunde seit dem offiziellen Schulschluss hatte Mickey den Boden nach Taschentuchfetzen, Bleistiftstummeln und Knetresten abgesucht. Sie hatte Bastelkleber und Apfelmus von den Tischen gekratzt. Sie hatte Autos, Züge, Babypuppen mit glasigen Augen und rosarote Stethoskope weggeräumt. Jetzt war nur noch das Lego übrig. Und Ian.

Mickey ließ ihren Blick eine halbe Sekunde Richtung Toilette schweifen. Stunden waren vergangen. »Kann dein Star Fighter denn schnell fliegen?«

Ian murmelte etwas Unverständliches, streifte sich aus unerfindlichen Gründen die Schuhe von den Füßen und zog dabei den ihm so eigenen Schmollmund, als wäre die ganze Welt eine große Beleidigung.

Mickey musste ein Lächeln unterdrücken. Ian war ziemlich sicher ihr Lieblingskind.

Vom Flur näherte sich das Geräusch von Stiefeln und klirrenden Schlüsseln. Mickey fuhr herum, blickte forschend ins kampferfahrene Gesicht von Jean Donoghue, der Schulleiterin, und entdeckte ...

Ein Stirnrunzeln. Verdammt!

»Hi, Ms Morris.« Jeans Stimme war so gekünstelt süß wie die Dose Cola Zero, die sie überallhin mitschleppte. »Hi, Ian.«

Ian warf ihr einen kurzen zornigen Blick zu und beschäftigte sich dann wieder mit seinen Legosteinen. Er war definitiv Mickeys Lieblingskind.

Nachdem Jean das Klassenzimmer durchquert und sich auf den Schreibtisch gesetzt hatte, zuckte sie kaum merklich mit den Schultern, womit sie Mickeys schlimmste Befürchtungen bestätigte: Es wurde Zeit, die Polizei zu verständigen.

»Sie geht nicht ans Handy?«, fragte Mickey.

»Ich hab's schon viermal versucht.«

Mickey fühlte, wie die Enttäuschung ihr kalt in den Körper fuhr. »Lass uns noch zehn Minuten warten, ja? Das hat sie verdient.« Laut Ians Akte war seine Mutter zwanzig und sein Vater abwesend.

Jean schüttete die restliche Cola in sich hinein und zerdrückte die Dose in ihrer Faust. Bröckeliges Make-up hatte sich in den Fältchen neben ihren harten grauen Augen abgesetzt. »So ist nun mal die Regel.«

Das war eine einfache Ausrede. Ja, Ians Mutter hätte um 15 Uhr 50 hier sein müssen, wie alle anderen Mütter. Sie hätte Ian vor dem Klassenzimmer mit einer Umarmung, einem Kuss und einem liebevoll vorbereiteten Snack aus Apfelschnitzen und Erdnussbutter begrüßen sollen. Aber sie war nicht schuld an der Situation. Wahrscheinlich steckte sie in irgendeinem Kellnerinnenjob fest, den sie hasste und der ihr Überstunden

abverlangte, den sie aber nicht kündigen konnte, weil ihr Vermieter die Miete um 35 Prozent erhöht hatte. Und jetzt wollte Jean auch noch die Polizei rufen?

Mickey dachte an ihre eigene Mutter und das Ein-Zimmer-Apartment, das sie all die Jahre geteilt hatten. Ein leerer Kühlschrank, Strom, der manchmal abgestellt wurde. Und all das nur, weil ihr Vater –

Nein. Daran würde sie jetzt nicht denken. Sie würde nicht an ihn denken, und auch nicht an die Zeitung, die sie ordentlich weggeräumt hatte, als wäre sie nicht weiter bemerkenswert – nicht mehr als Material für die nächste Pappmaché-Bastelaktion.

Mickey holte tief Luft, was wenig nützte – das Blut rauschte ihr in den Ohren, und ein jäher Kloß hatte sich in ihrer Kehle gebildet. »Seine Mutter hat es nicht leicht.«

»*Ich* habe es auch nicht leicht. Ich habe heute Abend ein drittes Date mit dem Buchhalter.« Jean warf die leere Coladose in die Recyclingtonne neben Mickeys Schreibtisch, wo sie geräuschvoll auf dem Boden landete. »Das dritte Date. Ich muss wirklich los.«

Mickey war fassunglos. Dann wiederum auch nicht. Jean näherte sich ihrer Pensionierung und verbrachte den Großteil des Arbeitstages damit, TikTok-Videos von Menschen anzuschauen, die hyperrealistische Kuchen anschnitten. »Geh ruhig. Ich kann bleiben.«

»Das kann ich nicht zulassen.«

»Es macht mir wirk–«

»Bist du sicher?« Jean griff sofort nach ihrem Schlüsselbund und ließ ihn neben Mickeys Laptop fallen. »Hier sind die Schlüssel. Du bist ein Engel, ganz im Ernst. Du bist die geborene Vorschullehrerin.«

Das stimmte tatsächlich. Mickey hatte das Gesicht einer

Erzieherin, herzförmig und schlicht, mit einer breiten Stirn und weit auseinanderstehenden Augen, die einen gewissen Eindruck von Unschuld vermittelten. Sie hatte eine fröhliche Singstimme. Sie hatte ein Lächeln, bei dem sie sämtliche Zähne entblöste. Sie hatte die Geduld, sechsundzwanzig Paar Hände in sechsundzwanzig Paar Fäustlinge zu stopfen. Die Vorschule war ihre Berufung, ihr Schicksal, der einzige Grund, warum sie noch nicht in irgendeinem Graben ihr Leben ausgehaucht hatte.

»Dafür kriegst du eine Gehaltserhöhung.« Jean stieß ein bellendes Lachen aus. »Auch wenn ich das gar nicht kann. Aber wenn ich könnte, würde ich es tun. Das weißt du.«

Die Bezahlung war ein schlechter Witz, und Mickey hatte hohe Ausgaben.

Apropos ... »Ich würde noch kurz auf die Toilette verschwinden, bevor du gehst.«

»Na klar, sicher.«

Mickey schnappte sich ihre Handtasche vom Schreibtisch und nickte Jean wissend zu. »Ist wieder diese Zeit im Monat.« Hätte ja stimmen können.

Jean hob drei Finger zum Gruß.

Mickey rannte ein paar Schritte, dann verfiel sie wieder ins Schrittempo. Rannte, ging. Rannte, ging. Schlängelte sich zwischen rautenförmigen Tischen und kleinen gelben Stühlen hindurch. Stieß die Toilettentür auf. Ließ sich auf einen der kindgerecht niedrigen Klodeckel fallen und wühlte in ihrer Handtasche. Portemonnaie, Sonnenbrille ... eine Packung Feuchttücher, Pflaster ... die Hillary-Clinton-Biografie, die sie sich vor acht Monaten aus einem Bücherschrank genommen und noch nie aufgeschlagen hatte.

Mickey packte das Kunstleder mit beiden Fäusten. Warum gab es überhaupt so große Handtaschen? Warum? Sie hatte sie

aus Pflichtgefühl mit Quatsch gefüllt, und jetzt war es unmöglich, die Gegenstände, die kein Quatsch waren – die sie wollte, die sie brauchte –, in diesem Wust zu finden.

Hillary Clinton landete klatschend auf dem Boden. Ladegeräte und Kopfhörer quollen auf Mickeys Schoß. Hinten in der Kehle spürte sie Galle aufsteigen. Wo war sie? In ihrem Schreibtisch? Sie konnte sie nicht zu Hause gelassen haben.

Doch dann streiften ihre Fingerspitzen das kühle Plastik, und prompt lief der Kosmos wieder in den richtigen Bahnen, jeder aus dem Ruder gelaufene Mond und Stern glitt zurück auf seinen angestammten Platz. Da war endlich die billige Wasserflasche, die sie am Morgen gefüllt hatte, bevor sie ihre Wohnung verlassen hatte.

Sie schraubte den Deckel ab, hob den Wodka an ihre Lippen und trank in großen Schlucken.

Eine Glühbirne flackerte an der Decke, das Licht wurde schwächer und stärker und wieder schwächer. Mickey spürte, wie ihr Fokus zurückkehrte, sie fühlte sich unglaublich ruhig und ausgeglichen. Als hätte sie auf einmal übermenschliche Sehkraft entwickelt. Gab es dazu nicht sogar ein Gedicht? Irgendwas, dass man die Ewigkeit in ein Sandkorn bannen konnte und die Unendlichkeit in eine Stunde? Oder war es andersrum gewesen? Sie machte sich eine geistige Notiz, dass sie das nachher googeln wollte.

Nach ein, zwei weiteren Schlucken steckte Mickey die Flasche wieder ein und stand auf, ohne zu pinkeln. Erzieherinnen pinkelten nicht. Das hatten sie evolutionär überwunden.

Zurück im Klassenzimmer, startete Jean bewundernd und entzückt auf ihr Handy. »Kannst du das glauben, dass das ein Kuchen ist und kein Skistiefel?«, fragte sie und hielt Mickey das Display unter die Nase.

»Nein.« Mickey musste einen Rülps unterdrücken.

Jean begann sich aufzumachen. »Warte nicht länger als eine halbe Stunde.«

Dann waren sie wieder zu zweit.

Während Ian einen weiteren Star Fighter baute, setzte sich Mickey an den Schreibtisch und dachte vernünftige Gedanken. Es war falsch, ein Kind zu beaufsichtigen, wenn man getrunken hatte. Mickey wusste, dass es falsch war. Deswegen tat sie es auch nie, wirklich niemals, außer bei diesem einen Mal. Das hatte sie sich zur Regel gemacht während der Ausbildung: keinen Tropfen Alkohol bis zur Busfahrt nach Hause. Die eigentlich jetzt sein sollte, wie ihr das nagende Gefühl in ihrem Bauch in Erinnerung rief.

Aber wäre es nicht noch schlimmer, die Polizei zu holen? Ian in den wirbelnden Strudel des Jugendamts zu stoßen? Die meisten Pflegeeltern waren liebevoll und wohlmeinend, das bezweifelte Mickey gar nicht. Aber selbst wenn Ian an einem guten Ort landete, bei Menschen, die seine Kreativität zu schätzen wussten und sich gerne endlose Fakten über die Raumfahrt anhörten, würden sie ihn dennoch nicht so sehr lieben wie seine Mutter. Er würde sich für immer an heute erinnern als den Tag, an dem er seiner Mutter weggenommen wurde. *Inobhutnahme*. So hieß das offiziell.

Nein. Lieber sitzen bleiben und warten.

Mickey schlang sich die Arme um den Oberkörper. Sie dachte nicht an die Flasche in ihrer Tasche oder wie sehr sie noch einen Schluck wollte. Sie dachte definitiv nicht an ihren Vater. Nicht an sein tief aus dem Bauch kommendes Lachen, nicht an seine Tigger-Imitation, nicht an die Sommertage, an denen sie den Fluss runtergebummelt waren und Brotstücke für die Enten ins Wasser geworfen hatten. Er war gerne im Freien. Er lag gerne unter hohen Bäumen und stutzte die Sträucher im Garten, die mit den bauschigen weißen Blüten.

Mickey zuckte zusammen. Ihre Pobacke vibrierte.

ANRUFER UNBEKANNT

Schon das dritte Mal heute. Sie steckte das Handy wieder in die Jeans und vergrub ihre Hände in den Achselhöhlen, während sie durch das kleine Fenster des Klassenzimmers beobachtete, wie der Abend sich über den Himmel schob.

Zehn Minuten später vibrierte ihre Pobacke erneut.

ANRUFER UNBEKANNT

Mickey legte das iPhone auf den Tisch und starrte es an. Sie könnte rangehen, um zu erfahren, wer anrief. Ob es ein Callcenter war oder gar ein Scammer, der eine sofortige Überweisung von zehntausend Dollar verlangte, weil er sonst ein paar ziemlich interessante Sachen zu sagen hätte. Mickey könnte sie nach dem Wetter in Toronto oder Dallas fragen oder wo auch immer sie gerade waren. Sie könnte sich nach ihren Familien erkundigen und würde vielleicht erzählt bekommen, dass die Schwiegereltern unangemeldet zu Besuch gekommen waren und keine Anstalten machten, wieder zu gehen, oder dass die Teenager sich in ihren Kinderzimmern verschanzt hatten, vapeden und Cornflakes aßen. Manche würden lachen, manche vielleicht sogar weinen. Sie würde sich ganz in der Unterhaltung verlieren.

Sie wischte nach rechts, um das Gespräch anzunehmen.

»Hallo?«

Eine halbe Sekunde hörte man nur statisches Rauschen.

»Michelle?«

Mickeys Kehle verschloss sich. Niemand nannte sie bei diesem Namen.

»Michelle Kowalski?« Eine raue, männliche Stimme.

»Ja?«, sagte sie. »Ich meine, nein. Aber im Grunde ja.«

»Okay.« Die zweite Silbe schlurfte hinterher: *Okaaaay*. »Entschuldigung – sind Sie es denn? Michelle Kowalski?«

»Ich bin Michelle Morris.«

»Oh. Ich bin auf der Suche nach Michelle Kowalski, der Tochter von Adam Kowalski.«

»Das bin ich. Auch. Irgendwie.« Mickey hatte Morris, den Mädchennamen ihrer Mutter, seit ihrem vierzehnten Lebensjahr benutzt. Obwohl sie sich vor fast dreißig Jahren von Mickets Vater getrennt hatte, benutzte ihre Mutter immer noch seinen Namen, Kowalski, was derart krank war, dass Mickey nicht mal darüber sprechen konnte. »Mit wem spreche ich?«

»Tom Samson. Ich bin Rechtsanwalt in der Kanzlei Samson, Baker & Chen.«

Mickey fielen schlagartig die Steuererklärung ein, die sie noch nicht gemacht, die überfälligen Bibliotheksbücher, die sie nicht zurückgegeben, und der Schokomuffin, den sie im Alter von zehn Jahren geklaut hatte. Sie verspürte den starken Impuls, in Deckung zu gehen. »Ein Anwalt?«

Ians große blaue Augen blitzten auf, als sie die ihren für einen kurzen Moment trafen, bevor sie sich wieder der Raumfahrzeugflotte zuwandten, die er auf dem Teppich versammelt hatte: in Formation und kampfbereit.

»Ich rufe wegen Ihres Vaters an.«

Da waren sie wieder: sein Lachen, Tigger, das Brot, die Enten. Huckepack genommen werden. Seine breiten Schultern und der holzartige Geruch. Eistüten. Gummistiefel und Schlammputzen. Ein kleines rosarotes Fahrrad, ohne Stützräder, und seine Stimme in ihrem Ohr, die ihr Mut machte: *Na los, Mickey. Du schaffst das.*

»Wir kümmern uns seit ein paar Jahren um seine Vermö-

gensübergabe«, fuhr der Anwalt fort. »Ich bin nicht sicher, wie oft Sie mit ihm reden.«

Nicht ein einziges Mal in sechsundzwanzig Jahren. Und jetzt würden sie nie wieder miteinander reden können, was sowohl eine Erleichterung war als auch wiederum keine.

»Ich hab die ...« Mickey biss sich auf die Zunge. *Die Todesanzeige*, hatte sie sagen wollen. »Ich meine, ich weiß Bescheid, dass er ... dass er ... tot ist.«

»Mein herzliches Beileid.«

Diese Worte hatten etwas zutiefst Beleidigendes. »Danke.«

»Ich ... ähm ... ich bin sicher, Sie wissen, worauf ich hinauswill.«

Das wusste Mickey ganz bestimmt nicht.

»Er hat Sie in seinem Testament bedacht.«

Mickey behielt diesen Satz in ihrem Geist, drehte und wendete ihn immer wieder und untersuchte ihn von allen Seiten. *Er hat Sie in seinem Testament bedacht*. Sie wusste, was die einzelnen Wörter bedeuteten. Zusammen bedeuteten sie gar nichts. Sie waren ein Wortsalat. Ein Nicht-Satz. »Wie bitte?«

»Ihr Vater hat Ihnen einige ...« Eine klitzekleine, aber bedeutsame Pause. »... Vermögenswerte hinterlassen.«

Vermögenswerte bedeuteten Grundbesitz, Investitionen, Anteile. Vermögenswerte bedeuteten Geld. Vermögenswerte waren das, was liebende Eltern ihren Kindern hinterließen – ein Geschenk von einer Generation an die nächste.

»Ich glaube, das ist ein Irrtum«, sagte Mickey.

Es wurde still in der Leitung. Sie konnte ihren eigenen Herzschlag hören und Ian, der die Melodie einer bestimmten Space Opera sumnte.

»Das ist vielleicht leichter von Angesicht zu Angesicht«, sagte der Anwalt. »Unsere Kanzlei ist downtown, oder ich könnte zu Ihnen kommen?«

Mickey holte die Zeitung hervor, schlug wieder die Traueranzeigen auf und musterte das Foto ihres toten Vaters. Er hatte sich nach sechsundzwanzig Jahren kein bisschen verändert. Na ja, ein bisschen schon. Aber abgesehen von dem kahlen Kopf und den herabhängenden Wangen hatte er immer noch das selbe alte Charisma – das breite Grinsen und das Funkeln im Auge.

Leg auf, befahl sie sich.

»Michelle? Sind Sie noch dran?«

Leg sofort auf. »Ja. Ich bin noch dran.«

»Hätten Sie eventuell gleich heute Abend Zeit?«

Ian starrte Mickey jetzt mit undurchdringlicher Miene ganz ungehemmt an. Es war fast fünf. Er musste müde und hungrig und verängstigter sein, als er sich anmerken ließ.

Und Mickey benötigte definitiv ein paar Schlückchen aus ihrer Flasche.

»Könnten Sie mich abholen?«, fragte sie.

* * *

Das gelbe Blatt einer Pappel flog über den Gehweg und blieb an Ians Knöchel kleben. Er blickte hinunter, seufzte und starrte das Blatt für ein paar Sekunden mit leerem Blick an, bevor er es abschüttelte. Das war so ein deprimierender Anblick, dass Mickey fast die Tränen kamen.

Sie ging vor ihm in die Hocke, um mit ihm auf gleicher Höhe zu sein. »Bald bist du zu Hause.«

Er fummelte mit einem seiner Star-Fighter-Flugzeuge herum und hob das winzige Verdeck des Cockpits an, sodass man das Legomännchen im Inneren sehen konnte – einen Sumoringer, wenn Mickey sich nicht täuschte. »Meine Mom hat manchmal viel zu tun. Aber sie hat mich ganz doll lieb.«

Mickey wurde von dem jähem Verlangen gepackt, ihn mit nach Hause zu nehmen, ein warmes Bad einlaufen zu lassen, ihm eine Tasse heiße Schokolade in die Hand zu drücken, eine Geschichte vorzulesen und sein Lieblingsgericht zu kochen – Mac and Cheese, wie sie zufällig wusste. Aber das ging natürlich nicht. Stattdessen machte sie den Reißverschluss seiner Jacke zu und zog den eingeklappten Kragen heraus. »Natürlich hat sie das.«

Zehn Minuten warteten sie draußen mit dem Rücken zur Schule, lange Schatten baumelten von ihren Füßen. Der September war noch nicht ganz vorbei, aber die Tage waren schon deutlich kürzer, und in der Luft lag eine gewisse Schärfe. In dieser Gegend hatte der Winter die Angewohnheit, früh zu kommen und lang zu bleiben.

Ians Hose rutschte einen guten Fingerbreit über seine Hüfte, als er das Lego in die Tasche schob. »Darf ich rutschen?«

»Nein, tut mir leid. Das Auto kann jeden Moment hier sein.«

Mickeys Bauch machte einen Purzelbaum bei jedem vorbeifahrenden Wagen. Sie hatte vergessen zu fragen, was für ein Auto der Anwalt fuhr.

»Warum bist du aufgeregt?«, wollte Ian wissen.

»Ich bin nicht aufgeregt.«

»Warum wackelst du dann so mit deinem Fuß?«

»Ich wackel doch gar nicht mit dem Fuß.«

Ian legte die Stirn in Falten.

»Mein sogenannter Vater ist gestorben«, räumte Mickey ein. Kinder waren einfach die besten Lügendetektoren.

»Dein was-Vater?«

»Er hat es nicht verdient, dass man ihn Vater nennt, aber er ist es eben rein ... formal gesehen.« Mickey schüttelte den Kopf.

»War er.«

»Oh«, machte Ian, auf eine irgendwie weise Art.

Mickeys Leben war nicht total verkorkst. Sie hatte einen Bachelor-Abschluss. Sie aß gesunden Salat. Sie schaffte es, ihre Rechnungen zu bezahlen und eine kleine Zimmerpflanze am Leben zu halten. Sie hatte ihren Weg bis jetzt ganz gut bewältigt, und das fast ohne fremde Hilfe, danke der Nachfrage. Was war also schon dabei, wenn sie das eine oder andere Laster hatte? Es war doch bloß Schnaps. Manchmal ein Joint. Ab und zu mal eine Folge *Bridgerton*. Was machte das schon? Sie war eine dreiunddreißigjährige Frau. Wenn sie sich nach dem Heimkommen ein Glas Wodka genehmigen und acht Folgen einer spicy Regency Romance reinziehen wollte, dann war das verdammt noch mal ihre Sache.

»Ms Morris?«

Ein Mann kam auf sie zu, mit dem langsamen, leicht hinkenden Gang eines über Fünfzigjährigen mit alten Sportverletzungen. Er trug einen marineblauen Anzug und eine schmale Sonnenbrille, die Mickey schwer an die frühen Nullerjahre erinnerte.

»Sie müssen Mr Samson sein«, sagte sie.

Der Anwalt nahm die Sonnenbrille ab und blinzelte zu Ian.
»Ist das Ihr ...?«

»Mein Schüler.«

»Aha«, sagte er nicht weniger perplex.

»Seine Mom hat's nicht hergeschafft, deswegen bringen wir ihn jetzt nach Hause«, sagte Mickey mit bestimmtem Ton. Sie würde an die Tür klopfen, und dann würde Ians Mutter aufmachen, verschwitzt und durch den Wind, noch immer in ihrer Kellnerinnenuniform, die sich Mickey als babyblaues Kleid vorstellte mit einer Knopfleiste an der Vorderseite. *Es tut mir so leid*, würde sie sagen und Ian fest in die Arme schließen. *Danke*. Und dann würde der Anwalt Mickey zu ihrem kleinen Apartment fahren, wo sie sich ihrem Abendprogramm widmen konnte.

»Tom.« Samson streckte ihm die Hand hin. Ian starrte sie nur an. »Ich hab ... ähm ...« Er ließ die Hand wieder sinken. »Ich hab gleich um die Ecke geparkt.«

Sie kletterten in einen glänzenden schwarzen Mercedes. Mickey setzte sich auf den Beifahrersitz und gab Ians Adresse in Google Maps ein. Ihr Handy begann Anweisungen auszusprechen, und dann fuhren sie auch schon los, glitten vorbei an den Shawarma-Buden, den halbfertigen Hochhäusern und den Zwangsvollstreckungsbescheiden der Innenstadt. Samsons Rasierwasser lag schwer in der Luft, wie ein torfiger Nebel.

Mickey zog die Zeitung aus ihrer Tasche, obwohl sie nicht wusste warum, sie wusste nicht mal warum sie sie überhaupt mitgenommen hatte. Sobald sie zu Hause war, würde sie sie wegschmeißen.

In tiefer Trauer nehmen wir nach langer schwerer Krankheit Abschied von Adam Kowalski, 61.

Er war also krank gewesen. Krebs? Die Leber? Warum war es ihr nicht egal?

Er wird in unserer Erinnerung weiterleben.

Leonora (Ehefrau) und Charlotte (Tochter)

Mickey klappte die Zeitung in der Mitte zusammen, dann nochmals in der Mitte und immer so weiter, bis sie sich nicht mehr weiter zusammenfalten ließ. Diese Charlotte musste inzwischen fünfundzwanzig sein, eine erwachsene Frau mit Reiseanekdoten und Kaffeavorlieben. Nicht mehr die kleine Prinzessin mit Rattenschwänzchen, die Mickey sich immer vorgestellt hatte. *Vorgestellt*, denn Mickey hatte nie ein Bild von ihr gesehen. Sie hatte nie den Wunsch verspürt.

Ihre Mutter hatte Mickeys Vater und seine neue Familie über die Jahre im Auge behalten, und wann immer sie einem gemeinsamen Bekannten begegnete, erkundigte sie sich beiläufig danach. Anschließend gab sie die Information an Mickey

weiter, die sich nur die Ohren zuhalten konnte. (»Sie haben sie an einer Privatschule angemeldet, kannst du das glauben? Anscheinend spielt sie Golf. Eine Neunjährige.«)

Samson blickte zu Mickey hinüber und ließ seinen Blick von ihrer Brust zum Gesicht schweifen und wieder zurück. »Sie sehen Ihrer Mutter sehr ähnlich.«

Mickey überkam ein Anflug von Übelkeit. Dieser Kerl erinnerte sie an die BWL-Typen, denen sie in ihren frühen Zwanzigern begegnet war, diejenigen, die sie mit teurem Tequila abfüllten und ihr Becken auf der klebrigen Tanzfläche an ihrem rieben. Diejenigen, deren Anblick sie am nächsten Morgen nicht ertragen konnte. »Woher wollen Sie das denn wissen?«

»Ihr Vater hat mir mal ein Foto gezeigt.«

Mickeys Herz hämmerte gegen ihre Rippen. »Bitte nennen Sie ihn nicht so.«

»Der Gedenkgottesdienst ist morgen.«

Mickey ignorierte diese Aussage.

Als sie auf eine rote Ampel zurollten, beugte Samson Ian im Rückspiegel. »Dein Flugzeug gefällt mir.«

»Das ist ein Star Fighter«, sagte Ian schlecht gelaunt.

Sie parkten vor einem hohen Haus, das nachträglich zwischen zwei bereits bestehenden Gebäuden errichtet worden war. Durch die Fenster konnte man in ein elegant eingerichtetes, helles Esszimmer blicken. Zwei gelbe Adirondack-Stühle standen auf dem gepflegten Rasen. Obwohl Mickey sich zweimal vergewisserte, dass es die korrekte Adresse war, war sie immer noch nicht sicher, dass sie hier richtig waren.

Sie drehte sich um und schaute zu Ian auf dem Rücksitz. »Wohnst du hier?«

Doch er hatte sich schon abgeschnallt, die Tür aufgemacht und rannte schnurstracks aufs Haus zu. Mickey konnte ihn gerade noch einholen und klingelte.

Der Mann, der aufmachte, hatte das Aussehen eines After-shave-Models, was sie vage abstoßend fand: Bartstoppeln, Schlafzimmerblick, halb aufgeknöpftes Hemd. Mickey schien er als Erste zu sehen – »Hi?« – und Ian als Zweiten: »Hi! Was ist los?«

Ian schob sich an ihm vorbei ins Haus und schüttelte den Rucksack ab, der fast kein Geräusch machte, als er auf dem Parkettboden aufschlug. Er verschwand um eine Ecke, eine Tür schlug zu.

Eine ungute Vorahnung breitete sich in Mickey aus. Irgendwas stimmte hier nicht.

»Sind Sie Ians Vater?«, fragte sie.

Der Mann lachte. »Sein Onkel.«

Mickey spähte an ihm vorbei, auf der Suche nach etwas, das auf Ians Mutter schließen ließ. Sie war bestimmt hier. Sie musste hier sein. »Und Sie wohnen hier?«

»Das ist mein Haus.«

Sein Haus. Also lebten sie alle zusammen?

»Sorry – wer sind Sie?«, fragte er, während sich ein Anflug von Sorge auf seinem Gesicht abzeichnete.

»Ich bin seine Vorschullehrerin«, sagte Mickey vorsichtig. »Ich hatte gehofft, kurz mit Evelyn sprechen zu können.«

Der Mann kratzte sich im Nacken, wobei er den Kopf weit genug nach vorn neigte, um eine schütterere Stelle auf der Oberseite zu offenbaren. »Ich dachte ... ich dachte, sie hätte Ian mitgenommen. Sie ist heute Morgen weggefahren.«

Die Worte bohrten sich nacheinander in Mickeys Kopf, jedes fühlte sich an wie ein Splitter, der auch noch in der Wunde umgedreht wird. Heute. Morgen. Weggefahren.

»Evelyn ist Ihre Schwester?«, fragte sie, während ihre Gedanken rasten.

»Halbschwester.«

Mickey musterte ihn genauer. Sein Kiefer war zu kantig. Sein Bizeps zu ausgeprägt. Sein Haar war vorne zu einer Tolle geformt. Aber so blöd er auch aussehen mochte, dieser Typ war Ians nächster Verwandter. Das musste reichen.

»Vorschule beginnt Montag um neun«, sagte sie. »Kümmern Sie sich darum, dass er pünktlich da ist?«

Er zeigte auf sich selbst. »Ich?«

»Sie.«

»Ich kann mich nicht um ihn kümmern. Ich bin kein ... kein ... ich kann nicht.« Er errötete vom Hals bis in die Wangen. »Es geht einfach nicht.«

»Ich habe Ihren Namen nicht ganz mitbekommen«, sagte Mickey mit der festesten Stimme, die sie zustande brachte. Sie hatte noch einen schnellen Schluck aus ihrer Flasche genommen, bevor sie die Schule verlassen hatten, aber die Wirkung – die Ruhe, vielmehr: die Klarheit – war längst verfliegen. Die Wolken hatten sich wieder über der Welt zusammengezogen. Sie musste dringend nach Hause.

»Christopher. Chris.«

Mickey streckte die Arme aus und legte ihm die Hände auf die Schultern. »Schauen Sie, Chris, die Lage sieht folgendermaßen aus. Dieser kleine Mensch da hinten braucht jemand, der ihm jetzt was zum Abendessen macht. Er braucht jemand zum Spielen. Er braucht jemand, der ihm ein Bad einlaufen lässt und ihm eine Gutenachtgeschichte vorliest. Und er muss in den Arm genommen werden. All diese Pflichten sind jetzt wohl oder übel Ihnen zugefallen. Heute Abend sind Sie dran. Wenn Sie sie nicht erfüllen, wird es niemand tun. Verstehen Sie mich?«

Seine Augen wurden bei jedem Wort größer. »J-j-ja.«

Mickey machte auf dem Absatz kehrt und begann zurück zur Straße zu gehen. »Neun Uhr am Montag. Vergessen Sie nicht, ein Mittagessen und einen Snack einzupacken.«

»Aber ... was, wenn ich das nicht ... hinkriege?«

Sie warf einen Blick zurück und musste feststellen, dass seine attraktiven Züge ein bisschen eingefallen waren. Ohne die arrogante Attitüde sah er seinem Neffen gleich viel ähnlicher. Vor allem die Augen und die Art, wie sie an der Außenseite etwas nach unten abfielen.

Sie trabte zurück zur Veranda, gab ihm ihre Nummer und schenkte ihm das, was sie für ein vertrauenerweckendes Lächeln hielt. »Rufen Sie mich an, falls« – und dabei meinte sie eigentlich: *sobald* –, »falls die Dinge aus dem Ruder laufen.«

Als sie wieder im Auto saß, hielt Samson einen aufgeschlagenen Ordner auf dem Schoß. »Ich komm gleich zur Sache«, sagte er.

Obwohl der Motor aus war, schnallte Mickey sich an. Sie wollte, dass es endlich vorbei war, egal worum es ging. »Bitte, nur zu.«

»Er hat Ihnen was hinterlassen – ein bisschen Geld.«

Mickey spürte, wie ihr die Kinnlade herunterklappte. Die erste Hälfte des Satzes hatte sie deutlich verstanden. Die zweite Hälfte nicht. Ihr Vater hatte immer nur genommen, nie gegeben.

Samson drückte ihr einen kleinen Umschlag in die Hand. »Die Auszahlung des Geldes ist geknüpft an Ihre Zustimmung und die Erfüllung mehrerer Bedingungen.«

Sie riss den Umschlag auf und schüttelte den Inhalt heraus: Es war nur ein einziger Bogen festes Papier. Hitze stieg ihr die Arme und den Hals hoch, als sie den kursiven Text überflog, den eleganten Rand. Sie wurde nicht schlau daraus. »Das ist ein Gutschein für sieben Therapiesitzungen.«

»Ja. Von ...« Samson musste einen kurzen Blick in die Akte werfen. »Momentum Counselling.«

Mickey wedelte mit der Karte. »Und was soll das bedeuten?«

»Das sind die Bedingungen, die Sie erfüllen müssen.«

Bedingungen, das bedeutete ... Aber nein. Das konnte nicht stimmen.

»Ich bekomme das Geld also erst, wenn ich diese Therapie gemacht habe?«

»Kurz gesagt, ja.«

Mickey warf den Gutschein aufs Armaturenbrett. »Was zur Hölle?!«

»Es ist ein wenig ungewöhnlich.«

Mickey wurde jetzt immer heißer, ihr Hosenbund wurde langsam, aber sicher schweißfeucht. Sie drückte auf den Knopf an der Beifahrertür, um das Fenster herunterzulassen, aber es rührte sich nicht. »Was zur gottverdammten Hölle!«

»Hier ist noch ein Brief von ihm. Soll ich ihn vorlesen?«

Mickey schnaubte. In einer halben Stunde würde sie es sich zu Hause gemütlich machen mit einer Flasche Russian Standard. Sie brauchte diesen blöden Anwalt mit seiner blöden Sonnenbrille nicht. Sie brauchte die Cents nicht, die ihr Vater ihr gnädigerweise zuwarf. Sie brauchte überhaupt –

»Meiner Tochter Michelle hinterlasse ich eine Summe von fünfseinhalb Millionen Dollar.«

Mickey schnappte nach Luft oder versuchte es zumindest.

»Ich gestehe mir ein, dass ich ihr als junger Vater Schaden zugefügt habe, und verstehe, dass professionelle Hilfe nötig ist, um ihn zu bewältigen. Ich verfüge daher, dass diese Summe in treuhändischer Verwaltung bleibt, bis Michelle sieben fünfzigminütige Psychotherapiesitzungen absolviert hat. Sollte Michelle diese Sitzungen nicht innerhalb von drei Monaten absolviert haben, soll das Geld stattdessen dem Sunrise Hospiz gespendet werden.« Samson schlug die Akte zu. »Das war's.«

Micky bemühte sich zu schlucken, doch auch diese Fähigkeit schien ihr abhandengekommen zu sein. Oh Mann, warum war es so heiß?

»Ich gehe auch zur Therapie«, versuchte Samson das Ganze mit einem Achselzucken zu relativieren.

»Wirklich?«

»Wenn es mir hilft, dann kann es jedem helfen. Wirklich.«
Als Samson seinen Kopf drehte, um sie anzuschauen, sah er seltsam verzweifelt aus. »Ich bin ein ziemliches Arschloch.«

»Hab ich mir schon gedacht«, sagte Mickey schwach. Die Worte *fünf* und *Millionen* beschrieben in ihrem Schädel einen wilden Zickzackkurs.

»Ich hatte eine Affäre mit einer jungen Mitarbeiterin meiner Kanzlei. Ich hab die beste Partnerin betrogen, die ich jemals hatte. Lydia – süß, lustig, klug. Sie ist Ärztin. Ärztin! Und das ist noch nicht mal die halbe Geschichte. Ich bin cholerisch. Ich bin ein Workaholic. Ich bin ein Narzisst. Ich bin misogyn.«

Mickey drückte wahllos irgendwelche Knöpfe am Armaturenbrett in dem Versuch, die Klimaanlage in Gang zu bringen.
»Warum erzählen Sie mir das alles?«

»Weil Therapie hilft. Es hilft wirklich, zu jemand zu gehen und mit ihm über seine Probleme zu reden.« Er machte den Mund auf, wieder zu und wieder auf. »Und wer weiß! Vielleicht verstehen Sie sich ja richtig gut mit dieser Therapeutin.«

Da konnte Mickey bloß lachen.

2

ARLO

»Was soll ich mit seinen Schuhen machen? Die liegen hier bergeweise rum. Anzugschuhe und Sandalen und Jagdstiefel. Die Jagdstiefel! Davon hatte er bestimmt zehn Paar. Und Loafers auch, du weißt schon, die mit den kleinen Bommeln dran ... Hat in seinem ganzen Leben nie was weggeworfen, der Mann.« Ihre Mutter drehte die Benachrichtigungskarte für die Beerdigung zweimal um, als hätte sie das Ding nicht schon achtmal gelesen. Beim dritten Umdrehen glitt ihr die Karte aus den Fingern und segelte auf den Marmorboden. Sie trug so lange Gelnägel, dass ihre Hände quasi nutzlos waren. »Ach, Scheiße.«

Arlo starrte das winzige Foto ihres Vaters an, das jetzt über Kopf auf dem Boden lag. Sie konnte das Gefühl nicht abschüteln, dass sie ihn enttäuscht hatte, sogar jetzt, nachdem sie vierzigtausend Dollar für die Beerdigung hingeblickt hatten. Dieser Empfang war völlig verkehrt. Es war es zu kalt hier drinnen, zu hallend. Es gab keine Sitzgelegenheiten. Und die Musik – oh Gott, diese Musik! »Läuft da gerade ABBA?«

Ihre Mutter verrenkte sich in ihrem Bleistiftrock, um die heruntergefallene Karte wieder aufzuheben, und nahm beim Aufstehen einen Schluck Riesling, wobei sie einen weiteren kirschroten Abdruck am Rand des Glases hinterließ.

Die Leute starrten, aber das taten sie schon den ganzen Tag. »Akzeptiert die Kleiderspende eigentlich auch Anzugschuhe aus den Achtzigern?«

»Vielleicht?«, sagte Arlo, deren Ohren klingelten von dem

ganzen gefühlsduseligen, klimpernden, discomäßigen Euro-trash. Ihr Vater hätte so was nie gehört. Er war eher zu haben für Jazz, Roots, Soul. Raue Stimmen, aufwühlende Balladen. Gefühl! Er war ein Mann mit ganz viel Gefühl.

»Was ist mit den Diabetikern?«, fragte ihre Mutter.

Und Zärtlichkeit. Niemand hatte so ein gutes Herz gehabt wie er. Er hatte keine Ballettaufführung verpasst, keine Aufführung des Schultheaters und kein Fußballspiel. Er hatte bei Arlos Hochzeit geweint. Er hatte sich ein *Ich hab's dir doch gleich gesagt* verkniffen, als sie zehn Monate später die Scheidung einreichte. Ihr Vater war immer für sie da gewesen, sogar am Tiefpunkt seiner Krankheit, und auch, als Anfang des Jahres Die Sache passierte und sie ihren Job verloren hatte.

Sieben Meter entfernt stand Arlos Ex-Chefin an einem ansonsten leeren Cocktailtisch mit einem Glas Rotwein und sah so ruhig und gefasst aus wie immer. Arlo wurde nicht schlau draus, ob Punams Anwesenheit eine berührende Geste war oder einfach nur ein Arschlochmove.

»Charlotte? Hörst du mir überhaupt zu?«

»Nein. Ja. Was?« Arlo öffnete Shazam auf ihrem Handy.

»Wer hat denn bitte so viele Schuhe? So viele hab ja nicht mal *ich*. Und ich bin wirklich schuhverrückt.« Ihre Mutter rückte den schwarzen, mit Federn verzierten Fascinator zurecht (der mindestens fünfzehn Zentimeter hoch war), den sie sich extra für diesen Anlass gekauft hatte. »Das ist doch alles völlig lächerlich.«

Arlo schäumte. »Es ist wirklich ABBA.«

»Vielleicht behalte ich die Schuhe einfach.«

»Warum spielen die das jetzt?«

»Wäre das denn so seltsam?«

»Was soll das denn, ist das hier etwa eine Feier zum Fünfzigsten? Ich klär das.« Arlo drängte sich durch die Menge.

Sie rannte ein paar Schritte, ging ein paar Schritte. Rannte, ging. Rannte, ging. Schlängelte sich zwischen auf Staffeleien gehängten Kränzen und Bedienungen mit Tablett voller Kaviartartelettes hindurch. Sprang über ein heruntergefallenes Anzugjackett. Stützte ihre Ellbogen auf den Tresen. »Entschuldigen Sie.«

Der Barkeeper polierte gerade eine Champagnerflöte mit einer Leinenserviette. Bögen von weißem Licht blitzten auf dem Glas auf und setzten sich unter Arlos Augenlidern fest wie Sandkörner.

»Könnten Sie bitte die Musik wechseln? Mein Vater konnte ABBA nicht ausstehen. Auf den Tod nicht.«

Der Barkeeper polierte weiter sein Glas, ohne die Musik zu wechseln. Unter der Bar summt und gurgelt eine kleine Geschirrspülmaschine.

»Tut mir leid«, fuhr Arlo fort. »Es ist nur ... es hätte ihm wirklich überhaupt nicht gefallen.«

Stoisch versetzte der Barkeeper seiner Champagnerflöte einen letzten Tupfer, stellte sie ab und drehte sich um zu einem silbernen MacBook, das aufgeklappt auf dem Tresen hinter der Bar stand.

»Danke«, sagte Arlo zu seinem Rücken. Sie verschränkte die Hände, mit denen sie in den letzten Monaten so oft ihrem Vater die Stirn abgetupft, ihm die Kissen aufgeschüttelt und ihm die Lippen mit einem kleinen rosa Schwamm befeuchtet hatte. Jetzt waren ihre Hände leer. Sie wusste nicht, was sie mit ihnen tun sollte. Noch wusste sie, was sie tun sollte, wie sie stehen sollte oder was für einen Gesichtsausdruck sie aufsetzen sollte. Sie stellte sich vor, wie ein Mensch aussah, dessen Vaters perlweiße Urne nicht auf einem Sockel vorne in dem Zimmer stand, und sie versuchte auszusehen wie so ein Mensch: lässig, reif, gefasst.

Ihr halber Vater war dort, ein Staubhaufen in einem Stein-gefäß, und die andere Hälfte lag fünf Autominuten von hier in der Erde. Es hatte große Diskussionen über die Aufteilung gegeben – wie viel vergraben und wie viel aufbewahrt werden sollte. Und noch mehr Diskussionen hatte es über die Auswahl des Grabsteins gegeben. Sie hatten sich zum Schluss auf einen senkrechten Stein geeinigt, aus Marmor mit Bronze-Akzenten und Gravur, der in einer zweiten Zeremonie in sechs Wochen enthüllt werden sollte. Und nein, das war nicht übertrieben.

Der ABBA-Song wurde unterbrochen. Eine Ballade von Ed Sheeran nahm seinen Platz ein. Und das war irgendwie ... noch schlimmer?

»Sind Sie Charlotte?«

Ein Mann erschien neben Arlo. Um die fünfzig, mit einer breiten Stirn, einem Bolo Tie und einer Andeutung von silbernen Schläfen. Wahrscheinlich ein Kollege ihres Vaters.

»Ja«, sagte sie. »Aber ich werde Arlo genannt.«

»Das ist ja ein süßer Spitzname.«

Arlo wollte etwas Spitzes erwidern, ließ es dann aber bleiben. Weil sie ein lässiger, reifer, gefasster Mensch war. »Hat sich mein Dad ausgedacht.«

»Ah. Natürlich.« Der Mann wirkte verlegen. Arlo war zufrieden. »Ich bin Tom Samson, der Anwalt Ihres Vaters.«

»Freut mich.« Arlo wandte ihre Aufmerksamkeit wieder dem Barkeeper zu, der gerade angefangen hatte, einen halb gefrorenen grünen Cocktail zu mixen. Sie versuchte, das Rasseln des Mixers mit ihrer Stimme zu übertönen. »Entschuldigen Sie. *Entschuldigen Sie.*«

Samson legte seine Hand auf Arlos Ellenbogen. »Ich weiß, dass Sie und Ihre Mutter nicht gleich in die rechtlichen Dinge einsteigen wollen.«

»Genau«, sagte Arlo, die auf den geschmacklosen, juwelen-

besetzten Siegelring an Samsons kleinem Finger starrte. »So ist es.«

»Aber wir drei sollten uns zusammensetzen. Möglichst bald.«

Endlich fing Arlo den Blick des Barkeepers ein. »Entschuldigen Sie. Das ist irgendwie ... auch nicht das Richtige. Haben Sie nicht vielleicht irgendwas Jazziges?«

Der Barkeeper deutete auf den Laptop. »Wollen Sie selbst mal schauen?«

Arlo biss sich auf die Innenseite der Wange. Sie verhielt sich herrisch und seltsam, oder? Aber es war ja nicht ihre Schuld. Schuld war dieser Tag und ihre leeren Hände und dieser blöde, nervige Anwalt, der sie immer noch anfasste. »Oh nein. Es ist Ihr ... Sie sollten aussuchen ... Aber vielleicht Ella Fitzgerald, wenn Sie so was haben?«

Der Barkeeper drehte ihr wieder den Rücken zu.

»Wissen Sie, wir müssen da ein paar Dinge glätten«, fuhr Samson fort. »Bei dem Testament. Wobei ›glätten‹ vielleicht nicht der richtige Ausdruck ist. Es ist ein bisschen kompliziert.«

Arlo gab ein unverbindliches Geräusch von sich. Warum redete dieser Kerl immer noch? Hatte er Schwierigkeiten, soziale Interaktionen zu lesen? Oder war er einfach nur total von sich eingenommen? Und versteckte tief sitzende Gefühle der Unzulänglichkeit hinter einer Maske der Arroganz? An jedem anderen Tag hätten solche Fragen sie interessiert.

»Ich will unbedingt vermeiden, dass Sie überrascht werden.«

Arlo brachte ihn zum Schweigen. »Bewitched, Bothered, and Bewildered« tönte aus dem Lautsprecher an der Decke, und dann war sie wieder sieben Jahre alt und tanzte auf den Füßen ihres Vaters durchs Wohnzimmer, während sich eine seiner LPs auf dem Plattenteller drehte. Er war so groß, und

Arlo war so klein, und für einen ganz kurzen Moment war alles perf-

Ihr Herz machte einen Satz, bevor sie den Tumult richtig wahrnahm. Nicht ein Geräusch, sondern drei: splitterndes Holz, zerbrechendes Porzellan und Ausrufe des Erstaunens. Auf der anderen Seite des Raumes war ein Cocktaillisch umgekippt, und eine ältere Frau in einem Jeans-Overall, deren Haare ihr in seidigen, dünnen Wellen über den Rücken fielen, bahnte sich einen Weg durch die gebräunten Tennisfreundinnen ihrer Mutter.

Arlo wusste sofort, wer das war.

»Verpissst euch! Alle miteinander.« Die Frau drehte sich um zum Sockel und heftete den Blick auf die Urne, die die Hälfte von Arlos Dad enthielt, ihr wunderbarer Dad, ihr Dad mit den breiten Schultern und dem holzigen Geruch.

Der Veranstaltungssaal verdunkelte sich in Arlos Peripherie. Alles wurde ausgeblendet – alles bis auf die perlweiße Urne. Sie musste als Erste dort sein.

Arlo machte einen Satz nach vorn. Bahnte sich grob einen Weg zum Sockel. Konnte die Frau gerade noch beim Handgelenk packen.

Ein Augenpaar unter Schlupflidern blickte sie an.

Das also war die erste Frau ihres Vaters. Deborah. Sogar jetzt, wo ihr Puls unter den Kuppen von Arlos Fingern schlug, schien sie nicht real zu sein. Sie war ein Hauch, ein Flackern, ein Nachbild der Person auf diesem Polaroidfoto, das ihr Vater in der untersten Schublade seines Schreibtischs aufbewahrte. *Wer – die?* hatte er an dem Tag gesagt, als er Arlo beim Schnüffeln erwischte. *Niemand. Das ist jemand von ganz früher.*

Als Deborah ihren freien Arm ausstreckte und die Urne in die Ellbogenbeuge klemmte, war es, als bewegte sie sich gleichzeitig mit rasender Geschwindigkeit und wie in Zeitlupe.

Arlo ließ sie los. Sie sah vor ihrem inneren Auge, wie Deborah die Urne fallen ließ, sah, wie die Asche sich auf dem Boden ausbreitete, sah, wie ein biblischer Wind durch den Veranstaltungssaal blies und die eine Hälfte ihres Dads für immer und ewig davontrug.

»Stell ihn zurück!«

Arlos Mutter kam in ihrem Bleistiftrock dazugestöckelt.

Die Unterhaltungen waren verstummt, alle Augen waren auf Deborah gerichtet. Die Caterer erstarrten mit ihren Tablettts voll Häppchen. Der Barkeeper, wie Arlo mit einem wütenden Stich bemerkte, schaut gebannt zu.

»Das ist mein Mann.« Ihre Mutter deutete mit einem spitzen Finger auf die Urne.

Deborah hob das Kinn, sodass sich die Haut darunter straffte. Sie war älter als Arlos Mutter, wesentlich älter. »Er war auch mein Mann. Frag seine Gläubiger.«

»Einmal tief durchatmen«, schlug Arlo vor. Sie stammelte etwas von Empathie und Perspektivenwechsel, hörte sich aber selbst kaum reden. Sie war viel zu beschäftigt damit, die Situation zu durchdenken und sich ein Szenario vorzustellen, in dem ihr geliebter Vater nicht unter den Schuhsohlen seiner Trauergäste endete.

»Du blöde Bitch.« Ihre Mutter baute sich vor Deborah auf und schob ihre Lippen einen Moment lang schließmuskelartig dicht nach vorn. »Weißt du, was du bist? Du bist ein *Parasit*.«

Deborah zog ihre kaum vorhandenen Augenbrauen hoch. »Ich bin nicht diejenige, die von Kopf bis Fuß in Gucci gekleidet ist.«

»Alexander McQueen«, giftete Arlos Mutter zurück. »Das ganze Outfit ist von Alexander McQueen.«

Arlo drängte sich zwischen die beiden. Niemand sonst würde die Situation deeskalieren können. Niemand sonst würde

die Rolle des Erwachsenen übernehmen können. »Mutter, willst du nicht vielleicht einen kleinen Spaziergang machen?«

»Ich kann keinen Spaziergang machen. Diese blöde Ziege versucht gerade, mir meinen Mann zu stehlen.«

»Sie ist keine blöde Ziege«, widersprach Arlo. »Sie ist ein Mensch, und sie ist traurig.«

Ihre Mutter lachte. »Das sieht dir mal wieder ähnlich. Mitleid, Vergebung, Kumbaya. Tja, dumm gelaufen, denn ich werde ganz sicher nicht zulassen –«

»Stopp«, sagte Arlo so entschieden, dass eine Schockwelle durch die taufrische, Botox-unterspritzte Gesichtshaut ihrer Mutter lief. Sie legte ihr die Hände auf die Schultern und drehte sie herum. »Ich regel das hier.«

Ebenso, wie sie die Dinge mit dem Bestattungsinstitut, der Bank und den Kreditkartenfirmen geregelt hatte. Sie hatte neunzig Minuten im Standesamt angestanden, um einen Totenschein zu bekommen, eine medizinische Sterbebescheinigung und eine Sterbeurkunde, denn das waren anscheinend alles verschiedene Dokumente, und wer wusste schon, welche man tatsächlich brauchen würde. Während sie wartete, telefonierte sie mit allen möglichen Stellen, um die Krankenversicherung ihres Vaters zu kündigen, seine Betriebsrente, seine staatliche Rente, seinen Ausweis, seinen Führerschein, seine Lebensversicherung, seine Kfz-Versicherung und die Mitgliedschaft im Schützenverein.

Sie schaute in die Gesichter der Menge und sagte: »Habt ihr keine Anekdoten über meinen Vater, die ihr euch erzählen könnt? Oder Lachsschnittchen zum Essen? Gebt uns doch ein bisschen Raum.«

Die Gäste drehten sich weg, ganz Gemurmelt und beschämte Mienen.

Arlo machte eine tiefe, reinigende Zwerchfellatmung, ver-

suchte, ihre Mutter und die Kaviartartelettes zu vergessen und sich nur auf den Menschen zu konzentrieren, der gerade vor ihr stand. Sie konnte sich aus dieser misslichen Lage manövrieren. Die Worte waren da, sie musste sie nur pflücken.

»Deborah?«, begann sie sanft. »Was willst du wirklich?«

Deborah rückte die Urne zurecht. »Es ist nicht fair.«

Deborah schwieg, und auch Arlo sagte nichts – reine Berufserfahrung. Man musste den Leuten nur lang genug Zeit lassen, dann war die Wahrscheinlichkeit groß, dass sie von sich aus anfangen zu reden.

»Wie kann er so leicht davonkommen?«, fragte Deborah.
»Ich mein es ernst. Ich will es wissen.«

»Ich würde es kein leichtes Davonkommen nennen«, sagte Arlo, wobei sie es vermied, an den aufgeblähten Bauch ihres Vaters zu denken, der sich deutlich unter der Krankenhausdecke abgezeichnet hatte.

»Wir müssen mit dem leben, was er getan hat. Mit dem, der er gewesen ist. *Er* muss das nicht. *Er* muss mit nichts davon leben. Ich schwör dir, manchmal ... bin ich immer noch so wütend. Auf ihn. Und jetzt, wo er tot ist, weiß ich nicht mehr, wohin damit. Mit meiner Wut. Und ich habe es verdient, wütend zu sein. Er war ein gemeiner, egoistischer Trinker, der mein Leben und das meiner Tochter ruiniert hat. Michelle ist so was von kaputt, dass sie es nicht mal selbst merkt.«

Arlo zuckte zusammen. *Michelle*. Der Name war ihr schon immer ein Dorn im Auge gewesen.

»Wegen ihm habe ich mich klein gefühlt. Wertlos. Hilflös.«
Deborahs Körper schloss sich um die Urne, sie drückte sie fest an ihre Brust, ihre abgespreizten Ellbogen wirkten wie zerbrechliche Flügel.

Arlo wusste augenblicklich, was sie dieser Frau antworten musste: »Menschen verändern sich im Laufe eines Lebens.«

Wut flammte hinter Deborahs Augen auf. »Ich will nicht hören, was für ein ... was für ein guter Vater er für dich war oder sonst was. Was für ein guter Ehemann für deine ... für deine ...«

»Ich hab nicht ihn gemeint. Ich hab dich gemeint.«

Deborahs Unterkiefer klappte hinunter.

»Du wurdest sehr verletzt. Ich kann mir das gar nicht vorstellen. Aber inzwischen sind dreißig Jahre vergangen. Du bist jetzt nicht mehr hilflos. Du bist die Hauptfigur dieser Geschichte. Bitte, Deborah. Stell ihn wieder hin.«

Fünf Sekunden verstrichen, zehn, fünfzehn. Deborah sagte nichts, tat nichts. Arlo merkte, wie Zweifel sie beschlichen. Hatte sie sich verkalkuliert? Aber sie verkalkulierte sich nie.

In Deborahs Augen geriet etwas in Bewegung, ihre Verzweiflung verhärtete sich zu Entschlossenheit, und Arlo wusste, dass es vorbei war.

Deborah ging mit drei großen Schritten zu dem Sockel und stellte die Urne wieder drauf. Sie holte tief Luft und atmete sie mit einem Lachen wieder aus. »Du weißt ganz genau, was du sagen musst, oder?«

Und das war auch gut so. Denn Arlo war Psychologin.

Später kam Punam zu Arlo an die Bar und drückte ihr den Arm auf eine solche Art, dass es ihr gelang, Arlo mit dieser einen Berührung ein Gefühl von Wertschätzung und Akzeptanz zu vermitteln. Das war eine Fähigkeit, die Arlo sowohl bewunderte als auch verachtete. Punam hatte sie auf unbestimmte Zeit von ihrer Tätigkeit in ihrer Zwei-Personen-Psychotherapiepraxis freigestellt, aber trotzdem brachte es Arlo nicht fertig, diese Frau zu hassen. Nicht komplett jedenfalls.

»Wie geht's dir?«, fragte Punam.

Arlo setzte eine ernste Miene auf. »So ungefähr den Um-

ständen entsprechend.« In Wirklichkeit ging es ihr absolut großartig. Es war berausend, bis ins Herz von jemand vorzustoßen, seine Hoffnungen und Ängste abzubauen und diese Gefühle zu etwas Stärkerem zu schmieden – Tatkraft. Wie sie das vermisst hatte.

Punam blickte vage in Richtung des Sockels. »Ich weiß nicht, was das da grade war, aber es sah nicht einfach aus. Du hast es wirklich drauf, Arlo.«

Arlo verspürte einen Anflug von Stolz. War das verwerflich? Sie hatte immerhin eine Beinahe-Katastrophe mit Haltung und Takt umschiff. Und das trotz einer zu kurzen Nacht.

»Ich finde, du solltest zurückkommen«, fügte Punam so beiläufig hinzu, dass Arlo im ersten Moment nicht sicher war, ob sie richtig gehört hatte.

»Wohin?« Sicherlich nicht in die Arbeit.

»Ich habe mit der Ärztekammer gesprochen«, begann Punam.

Arlo hielt den Atem an. *Die Ärztekammer*: allmächtige Götter, die ihre Waagschalen mit Federn und Steinen ausglich, die entschieden, welche Psychologen Erlaubnis zum Praktizieren bekamen und welche nicht.

»Und jetzt, nachdem der Gerichtsprozess abgeschlossen ist, haben sie ihre Zustimmung gegeben.«

Arlo wusste nicht, was sie sagen sollte. Punam wurde in der Therapeutenwelt heiß gehandelt. Sie hatte internationale Auszeichnungen gewonnen und Bücher veröffentlicht. Ein Kritiker der *New York Times* hatte sie als die nächste Brené Brown bezeichnet. Sie stylte ihren Pony in einer langen, seitlich gescheitelten Locke, die perfekt über ihre Stirn fiel und haar-scharf am äußeren linken Augenwinkel vorbeilief. Es war schon Wunder genug, *eine* Gelegenheit für die Zusammenarbeit mit dieser Frau zu bekommen – aber gleich zwei?

Arlo würde ihr altes Büro zurückkriegern, sagte Punam, und nach den ersten sechs Monaten eine Gehaltserhöhung. Die benötigte Arlo zwar nicht – das Einstiegsgehalt lag bereits im sechsstelligen Bereich, ganz zu schweigen von dem Erbe, das ihr ins Haus stand –, aber wenn ihre Fähigkeiten so viel wert waren ...

»Es gäbe natürlich eine Probezeit. Mit regelmäßiger Supervision und Fallbesprechungen. Wir würden die Sache erst mal ausprobieren, schauen, ob es passt. Schauen, wie du dich mit deinen Patienten machst. Aber im Grunde hast du die Stelle, sobald du bereit bist.«

Sobald ich bereit bin, dachte Arlo und starrte in ihr viertes Glas Wein. Sie war eigentlich jetzt schon ziemlich bereit. »Ich melde mich.«

»Ruh dich erst mal aus. Und gönn dir was Schönes.« Punam kicherte finster. »Das hast du dir nach diesem Mist weiß Gott verdient.«

Arlo hatte wirklich eine Kleinigkeit verdient. Vielleicht ein bisschen Spaß.

Sie bemerkte, dass Tom Samson sie vom anderen Ende der Bar aus beobachtete.

3

MICKEY

Darias Augen, die sonst so hart und stoisch dreinblickten, wurden vor Überraschung ganz weich. »Fünf Millionen Dollar?«

»Fünfeinhalb«, korrigierte Mickey. »Fünfeinhalb!«

Wie jeden Samstagabend saßen sie zusammen in Darias Küche bei einer Packung Grissini und einer Flasche Absolut Wodka. Mickey hatte ihre gut fünfzigjährige Nachbarin von gegenüber schon immer bewundert: Der slawische Akzent, der Kurzhaarschnitt und die permanent übellaunige Miene verrieten einen Menschen, der sich eindeutig nicht um die Meinung anderer scherte.

Daria kippte einen Wodka herunter, als wäre es Apfelsaft, und stellte das Schnapsglas dann energisch verkehrt herum auf den wackeligen Tisch. »Und wo ist Problem?«

Mickey wusste nicht, wo sie anfangen sollte. Sie hatte immer gewusst, dass ihr Vater reich war, aber nicht so reich, dass er fünfeinhalb Millionen Dollar vererben konnte. Und die Tatsache, dass er dieses Vermögen nutzte, um sie zu einem Psychologen zu locken ... »Es ist einfach absurd. Das ist das Problem.«

»Absurd, in Therapie zu gehen?«, fragte Daria.

»Absurd, dass er sich selbst entlasten will von dem Trauma, das *er* mir zugefügt hat, indem er *mich* dasselbe Trauma noch mal durchleben lässt.« Mickey legte eine Pause ein, um sich selbst für ihre Eloquenz zu bewundern. »Das ist das Dümme, Arroganteste und Egoistischste, was mir jemals untergekommen ist.«

Ein oranger Schatten sprang über die Kacheln und machte es sich zu ihren Füßen bequem.

Mickey schaute unter den Tisch zu Darias neuem Kätzchen, einem gefleckten Fellball namens Rybka. »Die hat echt solche Riesenohren.«

»Sie ist Savannah-Katze. Mit Leopardenblut. Sehr teuer.« Daria war eine erfolgreiche Künstlerin, zumindest behauptete sie das immer. Ihre Skulpturen, metallene Figuren in verschiedenen Graden der Nacktheit, trafen nicht ganz Mickeys Geschmack. »Wenn sie ausgewachsen, wird sie so groß wie Dobermann.«

»Das ist ...« *Furchterregend*, dachte Mickey. »Cool.«

Daria schenkte ihr einen Blick, mit dem sie Metall hätte schmelzen können – noch so eines ihrer Talente.

»Was?«, fragte Mickey, als sie es nicht mehr aushielt.

»Arrogant und egoistisch – das bedeutet gleiche Sache, oder?«

»Das ist doch gar nicht der Punkt.«

»Ich glaube, es bedeutet gleiche. Warte – ich schaue nach.« Daria schlüpfte ins angrenzende Arbeitszimmer, einen Dschun- gel aus Lampen mit Fransen und antiken Landkarten. Während sie ein Polnisch-Englisch-Wörterbuch vom Bücherregal neben dem Fenster hievte, fiel das Sonnenlicht durch ihr bla- ses Kaftankleid, sodass ihre Beine als ein Paar schlanker Schat- ten zu sehen waren.

»Vergiss es«, sagte Mickey. Nach allem, was sie gestern durchgemacht hatte, könnte Daria zumindest etwas Empathie für sie zeigen. Sie hätte fluchen und mitfühlend stöhnen sollen. Den Kopf schütteln. Zumindest die Augen verdrehen. Zumin- dest das!

»Ja, wie ich gedacht.« Daria klappte das Wörterbuch zu, stellte es wieder ins Regal und kam zurück an ihren Platz am

Küchentisch. »Aber weißt du, ist einfache Sache. Du sitzt auf Stuhl, du redest mit Therapeutenmensch vierzig, fünfzig Minuten, du gehst nach Hause. Ich mache viel schwierigere Sachen für viel weniger Geld.«

»Ich glaube nicht, dass das so eine einfache Sache ist.« Mickey hatte in ihrer Jugend und in den frühen Zwanzigern genug Therapien gemacht – sie hatte sich vor dem Tempo-Altar auf den Boden geworfen und die Sachen gesagt, die von ihr erwartet wurden.

»Weil du traumatisiert bist?«, fragte Daria.

Mickey zuckte zusammen. »Ich bin nicht traumatisiert.«

»Du sagst das. Gerade.«

»Nee.« Hatte sie doch gar nicht! Oder?

»Noch keine Minute her. Du willst ›das Trauma nicht nochmal durchleben‹. Das ist, was du sagst.«

Mickey wühlte in ihrer Erinnerung, dieses Mal griff sie an der Tigger-Imitation und den bauschigen Blüten vorbei in einen dunkleren Winkel. Dort fand sie die Bierfahne ihres Vaters, seinen halb nackten Körper auf einem Sofa und die hübsche blaue Decke, die Mickey immer über ihn zog, wenn er schnarchte. Die nicht enden wollenden Anrufe der Inkassofirmen, das Klopfen der Umzugsunternehmen, die kamen, um ...

Nein. Sie konnte nicht dran denken.

»Es war ein Trauma, aber ich bin nicht wirklich traumatisiert«, sagte Mickey. »Es geht ums Prinzip.«

Darias Augen öffneten und schlossen sich ein paarmal. »Und das ist?«

»Dass er gegangen ist. Als ich sieben war, ist er eines Tages einfach abgehauen. Er ist rausgegangen, um Brot zu kaufen, und ist nie zurückgekommen. Das ist wirklich so passiert. Weißt du, wie klischeehaft das ist?«

Daria verzog den Mund und schob die Zunge in eine Wange.
»Du denkst immer noch dran, dieses Brot.«

»Wie auch nicht?«, gab Mickey zurück. »Brot hat den Lauf meines Lebens verändert.«

»Mein Vater war schlechter Mann auch, weißt du. Er hat mich und Mutter geschlagen, jeden Tag, dreizehn Jahre.« Sie rollte ihre Kleiderärmel hoch, um Mickey die blassen Narben über ihren Ellbogen zu zeigen. Lange Linien, die von kleineren geschnitten wurde, wie Bahnschienen. »Ich hatte Operation, um wieder Knochen einzusetzen. Weißt du, wie oft ich jetzt dran denke?«

Mickey schluckte schwer. »Wie oft?«

»Nie. Ich denke nie dran.« Die Ärmel rutschten wieder herunter, die Narben verschwanden. »Diese Therapie ... vielleicht ist gute Sache für dich.«

»Ich will das Geld nicht.« Was sollte Mickey überhaupt damit anfangen? Sich ein Schiff kaufen? Eine Jacht? »Mein Gehalt ist mehr als genug.«

»Du wohnst in 45-Quadratmeter-Wohnung«, sagte Daria lachend.

Mickey verstand nicht, was daran so lustig sein sollte. »Du doch auch.«

Sie deutete auf Micekeys Kleidung, ein altes T-Shirt unter einer zugegebenermaßen schlecht sitzenden Cord-Latzhose. »Deine Sachen sind alle vom Superstore.«

»Ich bin eben sparsam.«

»Und du trinkst mehr als ich sogar.«

Ein stacheliges Gefühl kroch Mickey das Rückgrat hoch. Den Scheiß musste sich sich früher andauernd anhören. Von ihrer Mom. Immer nur *Ich mach mir Sorgen um deine Gesundheit* oder *Ich wünschte, du würdest nicht das komplette Wochenende durchschlafen* oder *Ich kann mir einfach nicht vorstellen,*

dass es normal sein soll, einen ganzen Liter Wodka in vier Tagen auszutrinken.

Daria deutete mit einem Nicken auf Mickeys Glas. »Dieses da ist wievieltes?«

»Mein zweites«, sagte Mickey vorsichtig.

»Du hast fünf gehabt.«

»Stimmt nicht.« Selbstverständlich hatte sie fünf gehabt.

Darias Miene veränderte sich. Im ersten Moment konnte Mickey dieses winzige Lächeln nicht einordnen, dieses leichte Zusammenziehen der Augenbrauen. Dann verstand sie – es war Zuneigung. Daria betrachtete sie mit Zuneigung. Wie ihre Mom früher.

Mickey schüttete den restlichen Wodka herunter. Es war ein Fehler gewesen hierherzukommen. »Danke. Nächstes Mal geb ich einen aus.«

Es würde kein nächstes Mal geben.

»Du kommst morgen wieder?«, fragte Daria, wobei ihre Stimme vor Hoffnung ganz hell war. »Sonntags ich geh immer spazieren. Du kommst. Wir reden noch ein bisschen.«

»Ich muss mal in meinen Kalender schauen. Kann sein, dass ich schon was vorhabe.«

Darias Augen wurden wieder hart. »Verstehe.«

Als Mickey am Montagmorgen in ihr Klassenzimmer kam, wurde sie schon von Jean erwartet. Die Direktorin hatte eine verdrossene Miene, die Mundwinkel hingen besonders tief herab. Neben ihr stand eine stark geschminkte fremde Frau in einem beigen Hosenanzug, die auf zwei iPhones ihre Mails checkte. Sie saßen auf winzigen Stühlen an einem winzigen Tisch und schauten todernst drein.

»Was ist passiert?«, fragte Mickey.

Jean und die Fremde sprangen auf und tauschten einen Blick.

Eine dritte Frau in einem knielangen gepunkteten Kleid, ebenfalls eine Unbekannte, saß an einem anderen Tisch und wischte ein regenbogenfarbiges Xylofon mit einem Feuchttuch ab.

»Hi«, sagte Mickey. »Wer sind Sie?«

Die Frau wischte das Xylofon noch eifriger ab.

»Wer ist das?«, fragte Mickey Jean.

»Deine Vertretung«, sagte Jean.

Mickeys Magen verknötete sich. Was immer hier passierte – es war nicht gut. Gar nicht gut. »Ich hab keine Vertretung angefordert.«

»Komm, lass uns in meinem Büro reden.«

»Nach Schulschluss vielleicht?«, sagte Mickey. »Ich muss meine Sachen vorbereiten. Hey – das gehört da nicht hin.« Die Vertretungslehrerin hatte das Xylofon auf das Regal neben dem Wandkalender gestellt statt auf das Regal neben der Alphabettafel, wie konnte sie es wagen?

Jean fasste sich unter die Brille und fuhr sich über die Augenlider, wobei sie mauvefarbenen Lidschatten auf ihre Wangen und rechts und links von der Nase verschmierte. »Mickey – in mein Büro.«

Etwas sagte Mickey aus Selbstschutz, dass sie nicht gehen sollte. Schreckliches erwartete sie in diesem Büro. »Ich will aber nicht.«

»Gut.« Jean ließ sich wieder auf den Stuhl sinken, die Hosenanzugfrau ebenfalls. »Wir können auch hier reden.«

Die Fingernägel der Hosenanzugfrau glänzten unter den Neonlichtern. Jeder Nagel war sorgfältig gefeilt und hatte einen grünen Punkt auf der Spitze.

»Ihr könnt gerne reden, aber ich muss meine Sachen vorbereiten. Montags stelle ich immer als Erstes die Tastkiste raus.« Mickey ging in die Ecke und nahm den Deckel von einem massiven Behälter mit geleeartigen Wasserperlen ab. Sie musste ihre Hände beschäftigen, normale Dinge tun. »Ich dachte, ich nehm heute mal diese Perlen statt Sand. Ian macht sonst immer zu viel Chaos.«

Die Hosenanzugfrau klappte ein in Leder gebundenes Notizbuch auf, nahm die Kappe von ihrem dicken, wahrscheinlich achtzig Dollar teuren Kugelschreiber und kritzelte etwas auf eine leere Seite.

»Wegen Ian sind wir hier«, sagte Jean.

Mickey erstarrte. Eine ganze Reihe von Bildern zog vor ihrem geistigen Auge vorbei, eins schrecklicher als das andere: Ian, wie er sich mutterseelenallein an einer Bushaltestelle zusammenkauerte, Ian, wie er mit seinen Spider-Man-Schuhen über Downtowns finstere Seitengassen wanderte, Ian, wie er auf einem Metalltisch lag, mit einem Zettel am Zeh und einem Y-förmigen Einschnitt im Brustkorb. Sie hätte ihn niemals bei diesem dubiosen, prolligen Onkel lassen sollen. »Was ist passiert? Geht es ihm gut?«

»Ian geht es gut«, sagte Jean.

»Wirklich?«

»Ja, wirklich.«

Mickeys Herz begann wieder zu schlagen. »Und was ist dann das Problem?«

Der Lidschatten war mittlerweile über Jeans ganzes Gesicht verteilt. »Warum dachtest du, es sei in Ordnung, ein Kind vom Schulgelände mitzunehmen?«

Die Hosenanzugfrau warf Jean einen scharfen Blick zu.

Mickey blinzelte. Hatte sie ein Kind vom Schulgelände mitgenommen? Na ja, schon.

»Ich ... ich wollte doch bloß ...« Sie hatte diesen Satz begonnen, ohne zu wissen, wie sie ihn zu Ende bringen sollte. Was passierte hier eigentlich gerade? Die Tastkisten. Sie nahm den Deckel von einer weiteren Tastkiste. Die Kinder würden bald hier sein, und sie brauchten taktile Stimulation. »Der Tag war zu Ende, und es war klar, dass seine Mutter ihn nicht mehr abholen würde.«

»Ich hab dir doch gesagt, dass du die Polizei rufen sollst.«

»Jetzt wollen wir mal nicht vom Thema abkommen«, sagte die Hosenanzugfrau. Es war das erste Mal, dass sie das Wort ergriff. In ihrer Stimme lag ein gewisses Knistern. »Tatsache ist doch ...« Sie fixierte Jean mit aufgerissenen, auffordernden Augen.

»Tatsache ist«, sagte Jean, »dass du gefeuert bist.«

»In unbezahlten Urlaub entlassen«, sagte die Hosenanzugfrau.

»In unbezahlten Urlaub entlassen«, sagte Jean.

Dann folgten eine Menge juristischer Fachausdrücke und irgendwas von der Lehrgewerkschaft? Irgendwann bekam Mickey eine Visitenkarte in die Hand gedrückt. Von wem, hätte sie nicht sagen können. Die Welt hatte sich in Flecken aus Licht und Schatten aufgelöst. Als sie das Klassenzimmer wieder deutlicher wahrnahm, waren Jean und die Hosenanzugfrau aufgestanden, und die Vertretungslehrerin baute auf dem Teppich lauter falsche Spielzeuge auf – Schlösser, Bahnschienen, Dinosaurier.

»Nicht das.« Mickey nahm einen winzigen Bulldozer aus den weichen, warmen Händen der Vertretungslehrerin. »Das wollte ich entsorgen. Sidak und Ella streiten sich ständig darum.«

Die Vertretungslehrerin wich einen halben Schritt zurück, wobei ihre Augenbrauen unter dem Bettie-Page-Pony verschwanden. »Oh ... ich dachte ...«

»Und ich hol die Züge erst raus, nachdem wir den Morgenkreis beendet haben.« Mickey schob die Vertretungslehrerin beiseite und hievte die Spielküche aus der Ecke. Es war unglaublich unordentlich hier, aber sie hatte keine Zeit aufzuräumen. »Wo sind die kleinen Ketchupflaschen? Hat jemand die woanders hingelegt?«

Mickey wandte sich der Vertretungslehrerin zu, die zum Whiteboard zurückgewichen war. »Haben *Sie* die woanders hingelegt?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich schwöre, ich ...«

»Warum pfuschen Sie an meiner Küche rum?«, fragte Mickey. »Warum ...?«

Eine Hand legte sich auf Mickeys Bizeps.

Jean schaute sie traurig an. »Hey. Du musst wirklich aufhören.«

Mickey zog sich hastig aus Jeans Reichweite zurück. Denn nein – ganz sicher nicht. Sie würde sich nicht bemitleiden oder beschwichtigen lassen. Das war ihre Klasse. Das waren ihre Kinder. Vom Schuljahr war gerade mal der erste Monat vergangen, und sie wusste jetzt schon, welche Kinder noch Hilfe beim Schuheausziehen brauchten, welche Kinder in Tränen ausbrachen, wenn ihnen eine Wachsmalkreide zerbrach, welche Kinder am ehesten ihre Hände in ihre eigenen ...

Sie geriet ins Stolpern. Das Zimmer wurde in die Höhe katapultiert, ihr Blickfeld füllte sich mit Reihen von Lichtern, weiß gestrichenen Rohren und einem schimmlichen Deckenpaneel. Der Boden kam ihr entgegen, und sie fiel flach auf den Rücken.

Schmerz strahlte von ihrer Schulter aus, mit der sie aufgeprallt war auf ... was? Sie verdrehte den Arm unter sich und zog einen Plastiksneemann hervor. Seine Karottennase und einer seiner Arme aus Zweigen war bei dem Zusammenprall abgebrochen.

Jeans Stimme klang wie aus weiter Ferne. »Meine Güte!«

Die Hosenanzugfrau ragte über Mickey auf. Ihre Züge schienen länger und schmaler aus diesem Blickwinkel, als hätte man ihr ganzes Gesicht mit einem festen Griff zusammengedrückt.

»Es ist sieben Uhr fünfzig, Ms Morris. Die Kinder werden bald hier sein. Das ist ihr Klassenzimmer, der Ort, an den sie kommen, um Freundschaften zu schließen, Spaß zu haben und die Welt zu erforschen. Der Ort, an den sie kommen, um eine Routine zu haben.« Die Hosenanzugfrau lächelte. »Verlässlichkeit. Das ist das Schlüsselwort hier. Kinder brauchen verlässliche Erwachsene. Und das sind Sie im Moment nicht.«

Mickey stützte sich auf einen Ellbogen und musterte sich gründlich. Sie lag auf dem Boden. Der Rücken tat ihr weh. Ihre Lippe, auf die sie sich beim Fallen gebissen haben musste, schmeckte nach Blech und Salz. Und irgendetwas bäumte sich in ihrem Inneren auf – ein Gefühl, das sie nicht benennen konnte, es war dunkel, es kratzte sie wie mit Krallen, es drohte aus ihr herauszubrechen. Sie wusste nur eines: Wenn sie hier blieb, würde sie am Ende in Tränen ausbrechen. Die Kinder würden sie anstarren oder versuchen, sie in den Arm zu nehmen oder sich zutiefst verängstigt auf ihren Stühlen zusammenkauern.

Vielleicht hatte die Hosenanzugfrau ja doch recht.

Zähneknirschend warf sich Mickey auf die Seite und sammelte die Einzelteile des zerbrochenen Schneemanns auf. Nachdem sie sich aufgerappelt hatte, wollte sie der Vertretungslehrerin die Stücke in die Hand drücken, die jedoch verschränkte die Arme und schaute weg.

Mickey legte die Teile auf ein Regal. »Mit ein bisschen Alleskleber lässt sich das bestimmt leicht reparieren.«

Ihr Blick wanderte jetzt zu den Fächern, in denen die Kin-

der demnächst ihre Jacken deponieren würden, ihre Mützen und ihre *Paw Patrol*-Rucksäcke. »Sagten Sie *unbezahlter Urlaub?*«

Die Hosenanzugfrau war zu ihrem winzigen Stuhl an dem winzigen Tisch zurückgekehrt. »Solange die Ermittlungen dauern.«

»Was genau wird denn ermittelt?«, fragte Mickey. Was hatte sie getan? Ein vulnerables Kind nach Hause gebracht, wo es hingehörte. Das hatte sie getan.

Jean musterte sich in dem Ganzkörperspiegel neben der Lesecke und wischte sich die Wangen mit einem Tuch ab. Mickey hatte laminierte Kreise auf den Rahmen geklebt, von denen jeder mit einer anderen selbstbestätigenden Aussage beschriftet war (*Ich bin fleißig, Ich bin klug, Ich kann alles schaffen*). »Du kannst doch nicht einfach mit einem Kind in einem fremden Auto mitfahren, Mickey.«

»Aber das war kein ...« Mickey biss sich auf die Zunge. Wenn sie jetzt den Anwalt erwähnte, würde sie es nur noch schlimmer machen.

»Sie bekommen Ihren nächsten Gehaltsscheck wie gehabt«, sagte die Hosenanzugfrau, die wieder auf zwei Handys gleichzeitig scrollte. »Und danach nichts mehr.«